

Die Neue Welt

Nr. 48

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

— Kees Doorik. —

Roman von Georges Eckhoud.

(Fortsetzung.)

W itten in dem Tumult wurde ein Tisch umgestoßen, die Gläser rollten zur Erde und zerbrachen in tausend Stücke.

Als der Tumult ein wenig vorüber war, sagte Wannes Andries, der über den verlaufenen Weindreher und seine leichtsinnige Schwester unruhig zu werden anfing:

„Laßt uns gehen; es ist genug der Tollheit!“

So machte man sich denn auf. Aber Jürgen reklamierte sein Ferkel. Das geplagte Thier hatte das Aussehen eines Gastes benutzt, um sich durch die halbgeöffnete Thür davonzumachen.

„Das Spiel ist zu Ende. Man hat doch wenigstens dabei gelacht!“ bemerkte der Lustigmacher ganz verständlich.

Sie begaben sich nach dem Dorfe hin. Der Lärm hatte jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Man hörte denselben schon aus der Ferne, und die Lampen der Buden leuchteten wie rothe Flecken in der dunklen Nacht.

Jürgen ging neben der jungen Wittve einher. „Meisterin Annemie, was halten Sie doch von mir?“ fragte er sie.

„Sie sind ein drolliger Mensch, aber ich mag solche Leute gut leiden.“

„Das Leben ist kurz, die Kirnmessen sind selten. Man findet nicht jeden Tag ein Paar passende Schuhe.“

Sie nickte beifällig zu diesen Sprüchen, aber im Grunde war sie trümmisch und verlegen. Dieser Burleske amüsierte sie nicht bloß, sondern fng auch an, ihr zu gefallen.

Jürgen wurde immer kühner.

„Meisterin,“ sagte er auf einmal mit einem scheinbar spöttischen Tone, der aber eine gewisse Erregung verrieth, „Meisterin, wenn eine solche Frau wie Sie so ein Pfarrkind wie mich haben wollte, ich glaube, der Pfarrer von Dinghelaar wäre wohl auch damit einverstanden. Was meinen Sie dazu?“

„Das sind Dummheiten,“ antwortete sie, indem sie ebenfalls einen gleichgültigen Ton anzuschlagen suchte. „Solcherlei Zeug reden die Junggesellen immer, wenn sie getrunken haben.“

Er gab jedoch nicht nach:

„Sagen Sie über mich, Meisterin, aber sagen Sie nicht Nein. Man wird Alles müde, selbst Wittve zu sein oder ein herrliches Leben zu führen. Wo des Pfarrers Predigten umsonst sind und der alte Jaas sich umsonst ärgert, da könnten Sie noch etwas fertig bringen, Meisterin Cramp. Ihnen zu Liebe würde ich mich bessern und ein anderes Leben anfangen. Werden Sie doch die Meinige!“

„Großes Kind, man sollte sagen, Sie seien noch

ein unschuldiger Junggeselle. In Ihrem Alter hat's noch Zeit!“

„Hören Sie 'mal,“ flüsterte er ihr zu, „überlegen Sie sich's. Ich weiß eine gute Idee. Da ich einen schlechten Namen habe, so könnten Sie mich wohl auf die Probe stellen. Um anzufangen, werde ich bloß den Knecht spielen. Und wenn ich fleißig wäre, könnte ich vielleicht vom Hängeboden des Knechtes in's Bett der Meisterin hinabsteigen.“

„Man sieht, daß Jürgen Jaas gern Spaß macht,“ erwiderte Annemie, ohne näher auf seinen Vorschlag einzugehen.

„Nein, sehen Sie, ganz offen gestanden, Sie gefallen mir, und um auch Ihnen zu gefallen, würde ich mich bessern und das Muster aller Arbeiter werden, so sanft und so verständlich wie ein Lämmchen. Mein Vater wäre Ihnen dankbar für dieses Wunder. Da könnten Sie noch jemand glücklich machen.“

Sie hatte keine Zeit, ihm zu antworten. Da sie wieder an die Baraden gekommen waren, kam eine lange Reihe von Jungen und Mädchen aus der Stadt Hand in Hand ihnen entgegenelaufen, und hüpfend schrien sie: „Sa pater kiest'er?“

Das ist der erste Vers eines Volksliedes, in welchem der spöttische Geist der Antwerpenner in voller spanischer Schreckensherrschaft mit den galanten Schwächen der Mönche, ihrer Inquisitoren, den Spott trieb.

Die kleine Truppe will sich im ersten Momente zwar auf die Seite ziehen, aber die Kette wirft sich über sie, wie ein tausendfüßiges Thier. In einem Augenblick sind die Leute von Dinghelaar von einander getrennt, ihre Hände wurden von anderen Händen ergriffen, und Alle werden mit Gewalt in den Strudel hineingezogen.

„Sa pater kiest'er!“ schrien Alle zusammen, und auf einmal wendet sich die ungeheure Schlange zurück, der Kopf vereinigt sich mit dem Schwanz und man fängt an, um das Standbild Jordans' zu tanzen. All' Die von Dinghelaar, der „Postausend“ düstler jammernd, Jannete mit weinerlichem Gesicht, Kees Doorik griesgrämisch, und der dicke Tenn Sap lachend, und die runde Bella, und die Stevens und Looke und Sus Dras und Ghel Haenens und sogar Annemie werden mir nichts dir nichts von den Tänzern mit in die Runde hineingezogen.

Der Zufall will, daß gerade Jürgen allein neben der Statue in der Mitte des drehenden Kreises bleibt. Von dem allgemeinen Taumel mit fortgerissen, macht er Kreuzzsprünge, geht einwärts, macht ein Chassé gegen die Rechte und gegen die Linke, macht halbe Tanzschritte vorwärts, wie ein Berrückter, und je

höher er das Bein hebt, desto lauter schreit und desto schneller tanzt die Sarabande. Sie singen:

„Lied' Väterchen, such' hier
Schön Männchen Dir,
Und nimm's aus unser'm Kreis...“

Jürgen ist „Lied' Väterchen“. Er läßt sich diese Erlaubniß nicht zweimal geben. Seine Wahl ist bald entschieden. Welche Frau hätte er wohl der Wittve Cramp vorziehen können? In dem Augenblicke, wo sie an ihm vorbeikommt, ergreift er sie, umarmt sie und tanzt einen Walzer mit ihr um das Monument, während die Menge sie in ihrer drehenden Bewegung einschließt. Der „Postausend“ kann sich dagegen auflehnen, soviel er will: er muß mit herum; seine Heuschreckenbeine bewegen sich unwillkürlich, die ehernen Fäuste seiner Nachbarn — zwei starke Kerle von den Docks — zwingen ihn dazu; jemehr er sich wehrt, desto mehr zerdrücken deren knorrige Hände ihn, und da er nach Hilfe ruft, überbrüt das wilde Lied seine Stimme. Jetzt brüllen sie:

„Drei Küsse soll ich kriegen
Bevor ich geh' von hier...“

Und sogleich hörte man drei laute Küsse. Diese wirken noch anders auf die Gesen als die Klänge der Musik, denn sie sind das Signal einer allgemeinen Umarmung. Ein Jeder sucht seine Begleiterin oder nimmt die erste Beste, die ihm in die Hände fällt. So muß die Meisterin Stevens einen härtigen Niesen, einen Lootsen, küssen; Bella ergötzt mit ihren dicken Backen die ungestümen Bärtlichkeiten zweier Zigarrenarbeiter und eine ungeheurer Fischhändlerin springt Wannes an den Hals.

Das war ein unbefreiliches Gewirr, das den lächelnden Mund des hochfarbigen Malers, des domiernden Herolbes der freien Liebe und des frühlichen Schmauses, bis zur Grimasse verziehen mußte.

Das Geschrei dauerte noch ein paar Minuten, und als die fremde Horde vorbei war — sie hatte schon bald wieder eine schlangearartige Kolonne gebildet, um weiter fort in Holland denselben Spaß noch einmal anzufangen — bemerkten Kees Doorik, Wannes und die Uebrigen, die wie aus einem Traume erwachten, daß Jürgen Jaas und die Wittve Cramp nicht mehr bei ihnen waren.

Wo sollten sie wohl hingekommen sein?

„Postausend“ fing an zu lamentiren, er habe es für einmal genug mit dieser Bitter Kirmees, und er versuchte das Lumpengefindel aus der Stadt, das daran schuld war, daß die Weiden verschlungen waren. Man durchstreifte die Messe nach allen Richtungen, aber es wäre ebenso leicht gewesen, eine Nadel aus einem Heubündel herauszufuchen, als

zwei Christenlinder aus diesem ausgelassenen Durcheinander.

Auf den Vorschlag Kees' fing man an, aus einem Wirthshaus in's andere zu gehen, sowohl diesseits als jenseits der Grenze, in den drei Weibern. Man glaubte, auf diese Weise müsse man die Verlorenen schon wiederzufinden.

„Wah! Die treiben ihren Spott mit uns!“ sagte Bella, die ihre Freude an diesem Vorfall fand. „Es sind doch keine Kinder mehr. Sie werden wohl zum Tanze sein. Ich meine, wir thäten am besten, auch tanzen zu gehen.“

„Was mich anbelangt,“ erklärte Flup Sap, „so genügt mir schon der Tanz, den ich mitmachen mußte.“

„Ich aber habe jetzt erst recht Lust bekommen,“ sagte Bella, „ich will fortfahren. Gehen Sie mit, Kees?“

„Ja, gehen wir Alle!“ rief Sus Dras, der schon Looke, das Mädchen aus der Krähe, mit fortzog. „Komm, Kees, wir werden noch Zeit genug haben, zu träumen: Du beim Drechseln in der Scheune, ich, wenn ich mit der Stelle drauf losjahre. Benützen wir die schöne Zeit.“

„Später, liebe Bella!“ erwiderte Kees, „später, wenn wir die Meisterin Cramp wiedergefunden haben, so lange kann Ghjel mich ersehen.“

„Wie Sie wollen,“ antwortete Bella, obgleich es ihr nicht recht gefiel. „Ich zähle auf Sie, ehe wir nach Dinghelaar zurückkehren. Wollen Sie mit mir tanzen, Ghjel?“

„Ich habe kein Geld,“ entgegnete dieser, indem er unter den Mittel griff, um nach seiner Geldtasche zu sehen. Seine Stimme und seine prahlende Miene sagten übrigens schon das Gegentheil, und er ging also mit Bella, Looke und Sus davon.

Nachdem die Anderen fast eine Stunde lang gesucht hatten, fanden sie den jungen Faas und die Meisterin Cramp in einem Wirthshause an der Grenze Pütte-Cappellen bei Belgien. Die Beiden gaben vor, sie hätten sich dem Gedränge entziehen wollen, und sie seien deshalb ein wenig weitergegangen. Annemie sagte, sie seien noch einmal solchen „mühevollen“ („Meisensjungen“) begegnet, die eben so verrückt gewesen seien, wie die um das Monument Jordanus. Nein, ohne die Hilfe Jürgen's wäre sie nie und nimmer lebendig aus diesem Gedränge gekommen. Uebrigens zeigten ihre zerwühltesten Kleider zur Genüge, was sie hatte durchmachen müssen.

Bannes Andries erlaubte sich die Bemerkung, dieser Ort sei doch gar sonderbar gewählt gewesen, um sie wiederzufinden; das sei doch die letzte Herberge, an die man denken könne, und deshalb hätten sie diese Anleihe erst betreten, nachdem sie alle anderen Wirthshäuser durchsucht hätten. Während er das sagte, schenkte sein verflohtener Blick irgend eine Entschuldigend auf den gelächelten Wänden zu lesen, von denen der Besatz herabsah, und auf den schwebenden Vorhängen, die ein in der Natur stehendes Netz darstellten. Wenn er in Gegenwart von Annemie es gewagt hätte, so hätte er die Besitzerin des Wirthshauses schon gefragt. Es war das eine kleine, magere Alte, klein und pedantisch, die hinter ihrem Compotir auf einem Stuhle saß und mit ihren schielenden Augen blinzelte wie eine Galle im Sonnenlicht.

Jürgen übernahm lachend die Verteidigung des Lokals. Wer konnte denn nicht in Pütte und Locilia in der Stunde die Wirthschaft von Grietje Ohg „zur grünen Saufe“? In diesen verrückten Tagen, wo die besten Wirthshäuser einem lauten Wirthschaft und zusammengepöbelte Kette aus den Gläsern verlor, war die einfache Schenke von Grietje ein würdiger Zufluchtsort; man konnte doch wenigstens dort anrufen und ganz gewißlich eine „Düppel“ von authentischem Gebräu oder einem Schiedam trinken, der nur noch besser wurde, weil er gewässert war.

„Ja, ja!“ bemerkte Grietje, mit dem Kopf nickend. „Es war es eben; wenn auch der alte Krammer das Ansehen einer Anpötelin hatte, so war doch wenigstens ihr Brau nicht verjährt.“

Bella Sap, Looke und ihre Tänzer fanden auch ihre Geschäfte wieder. Sie tanzten sich, überall gelangt zu haben. Bella erlaubte, sie sei noch nicht

müde, und sie reklamierte den ihr von Kees versprochenen Tanz. Der Bürgermeister erinnerte jedoch an's Heimgehen.

„Nun, dann ist's gut bis zum nächsten toedag der Amicitia,“ sagte Bella, die sich wieder dazwischen ergeben mußte.

Vor der Thür nahm man Abschied von den Weibern Stevens und auch von Jürgen Faas, der bei diesen über Nacht blieb.

„Wann werden wir uns wiedersehen?“ fragte der Blonde aus dem Bolder, indem er lange die Hand der Wittve drückte.

„Das weiß Gott! Vielleicht eher als wir meinen!“

„Denken Sie auch noch an mein Anerbieten, bei Ihnen in den Dienst zu treten?“ fragte er sie ganz leise in's Ohr, und zwar so nahe, daß der warme Athem des starken Jungen sie angenehm kitzelte.

Sie antwortete nicht direkt auf seine Frage, aber sie sagte zu ihm:

„Wenn Sie an Dinghelaar vorbeikommen, so vergessen Sie den Weiskhof nicht. Gute Nacht!“

Bannes Andries machte sich nun voran mit seiner Schwester; Bella Sap und ihr Vater folgten mit Ghjel Dhaenus, einem der Freier des gemüthlichen Mädchens; Sus Dras führte Paulke, und erst hinter ihnen kam Kees mit Annemie.

Da es schon spät in der Nacht war, war die Straße nicht mehr so belebt. In der Mitte trollten noch einzelne Schaaen von Willern daher, bis sie von einem verspäteten Omnibus auseinandergetrieben wurden, der hinter sich den rothen Schein seiner Laternen zurückließ. Je weiter man sich von Pütte entfernte, ging das Röcheln der Orgeln in ein dumpfes, diffundirendes Geräusch über, so traurig, daß man hätte weinen mögen.

„Dieser dicke Jürgen Faas ist doch zu drollig, meinen Sie nicht auch, Kees?“ murmelte der kleine Annemie, als ob er an nichts Anderes gedacht hätte, seitdem sie von Pütte fort waren. „Wissen Sie auch, daß dieser Mensch etwas hat, dieser lustige Bruder? Die Wafin Stevens sprach von dreimal fünfzigtausend Franken... Ein flotter Kerl und ein dicker Bauernjunge, das wäre ein guter Herr für den Weiskhof...“

„Sei still,“ erwiderte Kees, den diese Worte um so mehr quälten, als sie das unerbilligte Echo seiner eigenen Gedanken waren, „um Himmels willen, halt doch den Mund, Kleiner!“

Und er zerbrachte fast den mageren Arm des spöttischen Duden mit seinen zusammengekrampften Fingern.

XII.

Nach der Pütter Kirmees kommt der Winter sehr schnell heran. Auf den Feldern sind die Sommerarbeiten vollendet. Die Ländereien sind gepflügt und gedüngt und haben den neuen Samen in sich aufgenommen. Während mehrerer Tage ging Kees damit mit seinen schweren Schuhen durch die schmierigen Furchen und verreckte sich fast den Arm mit der regelmäßigen Bewegung des Säens, mit diesem weichen Rauf, um den man ihn beneidet, weil er so genau die Menge des Korus abzumessen weiß.

Jetzt hat der Krausstoff diese letzte Arbeit vollendet. Man ruht der Bolder; der lehmige, fette Boden glänzt unter dem Platzregen, und Schaaen neugierig Neben lassen sich an denselben Orte nieder, wo sonst die Lerchen nisteten.

Sobald kommt Allerheiligen und Allerseele. Die Arbeiter konzentriren sich im Innern der Höfe, in den Scheunen, aus denen das Geräusch der Fliegel und die Lieder der Seidenschwinger kommen.

Auf dem Weiskhofe leitete Kees das Dreschen und begleitete die Fahren, die verkauft wurden. Er machte sogar an einem Tage vier Mal den Weg von Dinghelaar nach der Stadt.

Nach wie hatte der treue Kees so viel Thätigkeit entfaltet, aber auch noch nie war er so schlecht dafür bezahlt worden. Es war keine Gleichgültigkeit mehr, sondern eine offene Abneigung, die die Meisterin ihm gegenüber an den Tag legte. Das eingeschlossene Leben im Winter, die langen und frühen Abende hielten ihn öfter unter ihren Augen bei der Arbeit zurück. Sie sah an, ihn förmlich zu plagen, wurde nichtmäßig gegen ihn, schimpfte überall an seiner

Arbeit herum oder suchte in Gegenwart der untergeordneten Knechte mit ihm zu zanken. Kees geduldete sich und suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß Jürgen Faas, in dem er instinktiv einen Nebenbuhler errathen hatte, seit der Begegnung zu Pütte noch nicht den Fuß auf den Weiskhof gesetzt hatte. Kees nahm daher an, die Verträglichkeit, die der Verführer bei der jungen Wittve gezeigt hatte, hätte keine weitere Folge, als andere Ausgelassenheiten der Kirmees. Er konnte auch die sonderbare Saune seiner Meisterin anderen Ursachen zuschreiben. Annemie schien leidend zu sein: die Farbe ihrer Wangen wurde bleicher, oder zuweilen färbte eine lebhaft rothe ihre Oberbacken; oft hatte sie des Morgens einen blauen Ring um die Augen und ihre Lider waren niedergeschlagen; in gewissen Augenblicken machte sie sich an die Arbeit mit einer fieberhaften Hast; andere Male war es eine Mattigkeit, eine plötzliche Saunefestigkeit, die sie ganze Stunden hindurch bitter und verfroren vor dem Herde festhielt, und während sie die Füße an den Feuerblöcken hielt, waren ihre Blicke unbeweglich auf die brennenden Scheite gerichtet.

Am einem Februar morgen, als die Meisterin mit ihren Leuten gefrühstückt hatte, fragte sie: „Hat jemand die Eier weggenommen?“ Und dabei blickte sie mißtrauisch rund um den Tisch.

Annemie, die Knechte und die Mägde behaupteten Alle, sie seien nicht im Hühnerstall gewesen. Nur Kees sagte nichts, da er es für überflüssig hielt, auf eine Frage zu antworten, die nur an die untergeordneten Knechte gerichtet sein konnte. Aber Annemie sagte die Sache anders auf.

„Und Sie, Kees?“ fragte sie. „Ich, Meisterin?“ sagte er, ganz außer sich über diese Frage.

„Nun ja, ich denke, die Eier sind für Sie nicht weniger verlockend als für die Andern.“

„Meisterin, Sie wissen wohl, daß ich, seitdem Sie hier auf dem Weiskhofe sind, nicht ein einziges Mal die Hand in den Eierkorb gesteckt habe.“

„Es wäre noch kein großes Verbrechen, wenn Sie die Eier diesen Morgen herausgenommen hätten, aber sobald Sie das verneinen, muß ich Ihnen wohl glauben.“

„Benigstens so lange Sie mich nicht auf einer Lüge erwischt haben!“ antwortete Kees, der durch die versteckte Anbengung der Meisterin sich verlegt fühlte.

„Schon gut, schon gut! Wir wissen Sie ja zu schätzen, Kees. Die Herrin wird doch noch das Recht haben, ihre Untergebenen zu überwachen? Ich will von jetzt an näher auf Ihre Arbeit Acht geben; denn das ist jedenfalls sicher: die Eier waren da; gestern Abend zählte ich deren neun.“

Kees ging hinaus, aber einige Minuten später, als die anderen Knechte sich nach verschiedenen Seiten entfernt hatten und Annemie allein blieb, trat er in's Zimmer.

Was ihm, der doch die Uneigennützigkeit selbst war, auf dem Herzen lag, das war, daß sie ohne Grund seine erprobte Ehrlichkeit in Zweifel gezogen hatte, und noch dazu vor diesen Tagelöhnern und dieser Stallmagd, die sich jetzt über ihn lustig machten, weil der Meisterknecht mit ihnen auf eine Linie gestellt worden war.

Er fand die Meisterin niedergeschlagen vor dem Herd sitzen, den Rücken nach der Thür gewendet. Sie war so sehr im Nachdenken versunken, daß sie ihn nicht herankommen hörte.

„Meisterin Annemie!“ sagte er, und bei dem traurigen ersten Tone dieser Stimme fuhr sie auf und schaute nach ihm hin, während ein Ausdruck des Mergers auf ihrem Gesichte bemerkbar wurde.

„Ach, ich meinte, Sie seien auf's Feld. Was giebt es denn noch?“

„Meisterin,“ sagte er, „seit einiger Zeit glaube ich bemerkt zu haben, daß ich in diesem Hause zu viel bin. Anfänglich wollte ich mir selbst einreden, daß meine Augen und meine Ohren sich irren. Was Sie mir vorhin gesagt haben, kann mir keinen Zweifel mehr lassen. Sie sind ärgerlich auf mich, Meisterin Annemie, und deshalb frage ich Sie um die Erlaubniß, ganz ruhig und ohne Streit fort-

gehen zu dürfen. Ich bin des Brotes überdrüssig, das man hier auf dem Weisshofe isst."

"Wie Sie wollen, mein Junge. Ich will Herrin bleiben. Wenn Sie keine Bemerkung ertragen können, so suchen Sie sich einen bequemeren Meister. Ich halte Sie nicht zurück."

Das sagte sie in einem fast zornigen Tone.

"Meisterin Anemie," fuhr Rees fort, "ich habe Sie eines Tages beleidigt, verzeihen Sie mir das, ich wußte nicht mehr, was ich machte. Der treue Freund konnte sich vergessen, der Knecht hat nie seine Pflicht verkannt, der Knecht hätte einen besseren Lohn erwarten dürfen. Nun gut, ich werde gehen."

"Hören Sie mal, Rees," antwortete sie jetzt sanfter, denn sie war doch unwillkürlich gerührt. "Ich muß es wohl einmal sagen. Ja, es ist besser, Sie gehen fort. Ich habe Ihre Gedanken errathen, Ihre Augen haben mir's gesagt; aber so etwas ist unmöglich, mein armer Junge."

"Haben Sie selbst denn nie daran gedacht, Anemie?" fragte er mit bekümmertem Herzen.

Sie lachte laut auf, aber ihr Lachen war ein gezwungenes.

"Nein, es ist doch noch ärger bei Ihnen, als ich geglaubt hatte; aber mein Vetter, man würde uns alle Zwei in's Narrenhaus schicken..."

(Fortsetzung folgt.)

Agrarentwicklung und Agrarbewegungen im alten Rom.

Von Conrad Koster.

(Schluß.)

Die einsichtigsten Männer der Demokratie hatten gemerkt, daß es nicht nur ein Gebot der Gerechtigkeit, sondern auch eine Forderung des Parteinteresses sei, den italischen Bundesgenossen den Weg zum römischen Bürgerrecht zu eröffnen und damit die Demokratie auf eine breitere Basis zu stellen. Ein diesbezüglicher demokratischer Antrag aber fand nicht nur energigehenden Widerstand bei der Optimatenpartei, sondern auch bei dem wankelmütigen Lumpenproletariat, das seine gewinnbringenden Vorrechte nicht mit den Bundesgenossen teilen wollte, und wurde demgemäß abgelehnt. Die Folge war ein Aufstand der wichtigsten Bundesgenossenstadt Fregellä, die besetzt und zerstört wurde, und sodann eine Reihe von Hochverratsprozessen gegen demokratische Führer (125 v. Chr.). Darin wurde nun auch der nunmehr bedeutendste unter den Demokraten, Gaius Sempronius Gracchus, verwickelt, der eben als Quästor in Sardinien abwesend war und den der Senat dort festzuhalten suchte, indem er ihn gesetzwidrig nicht abließ. Als dann Gaius Gracchus kurz entschlossen ohne förmliche Erlaubnis nach Rom zurückkehrte, stellte ihn der Senat unter jene Anklage. Der junge Staatsmann aber verteidigte sich mit Erfolg in einer glänzenden Rede, die zugleich eine wichtige Anklage gegen die herrschenden Kreise darstellte. Die daraus erhaltenen Stellen charakterisieren nicht nur die Persönlichkeit des jüngeren Gracchus, sondern sind auch von großem, kulturgeschichtlichen Interesse. "Ich habe mich in der Provinz gehalten," heißt es da, "wie ich es für Euer Bestes erachtete, nicht wie ich es meinem Ehrgeiz förderlich hielt. Keine Garfänge gab es bei mir, noch standen da Knaben mit schmutzigen Gesichtern umher, und bei Tisch hielten sich Eure Söhne heischentlicher, als vor der Front... So habe ich mich in der Provinz gehalten, daß Niemand wahrhaftig sagen kann, ich hätte einen Heller oder mehr bei meinen Geschäften eingesteckt oder meinethalben Aufwand gemacht. Zwei Jahre stand ich in der Provinz. Wenn je eine Dirne in mein Quartier kam oder je irgendwelcher Bursche meinethalben angegangen ward, dann soll man mich für den gemeinsten und jämmerlichsten Schurken auf der ganzen Welt halten. Habe ich mich aber von ihren Sklaven dort so keusch fern gehalten, dann werdet Ihr wohl erwägen können, was Ihr von meinem Verkehr mit Euren Söhnen zu halten habt... Daher, Quiriten, als ich nach Rom aufbrach, nahm ich die Börsen, die ich voll

Silbers hinüberbrachte, leer aus der Provinz mit zurück. Andere haben die Weinfässer, die sie voll mitnahmen, mit Silber wieder angefüllt nach Haus gebracht."

Nach seiner Freisprechung betarb er sich um das Volkstribunat für das Jahr 123 v. Chr. und wurde von den zahlreich in Rom erschienenen Bauern gewählt. Daß er den Kampf gegen die Optimatenpartei mit erneuter Wucht wieder aufnehmen werde, war selbstverständlich bei seinem Vorleben und seinem Charakter. Ohnehin eine viel leidenschaftlichere Natur, als sein verstorbener Bruder, war er durch dessen schändliche Ermordung zur wilden Wuth gegen die schuldige Partei angestachelt und fest entschlossen, mit der Aeltherrschaft vollständig aufzuräumen oder bei dem Versuch unterzugehen. Er trat denn auch, während sein Bruder nur mit vereinzelten Maßnahmen erschienen war, gleich mit einem ganzen System von Gesetzen auf den Plan, die in ihrer Gesamtheit darauf abzielten, das eben bezeichnete Ziel zu erreichen: allerdings hatte er auch mehr Zeit, seine Absichten durchzuführen, als Tiberius, denn er wurde für das Jahr 122 von Neuem zum Tribunen gewählt, was inzwischen geschehen stattgefunden war, und hat also zwei volle Jahre gewirkt. Natürlich erneuerte er vor Allem das Ackergesetz seines Bruders und brachte es wieder zu energischer Durchführung. Die Altersgrenze der Wehrpflicht wurde heruntergesetzt, die Bezüge des Soldaten erhöht, um die Militärlasten für die Massen weniger brütend und ruinös zu gestalten. Zu Gunsten des hauptstädtischen Lumpenproletariats wurden durch ein Getreidegesetz ständige Aussteuungen von Brotkorn zu rein nominalen Preisen vorgeschrieben: eine verfehlte Maßregel freilich, wie sich bald zeigte, soweit sie darauf abzielte, diese wankelmütigen Deklassierten, die ihre Stimmen an den Meistbietenden loszuschlagen, an die demokratische Partei zu fesseln. Dessenungeachtet, vor Allem die Anlage großer Chaußen, bezweckten Beschaffung von Arbeitsgelegenheit für die armen Freien und Hebung des Binnenverkehrs. Und schließlich wurde noch ein Abzugskanal für die Existenzlosen geschaffen in Gestalt von Kolonien, deren Gaius Gracchus verschiedene ausbaute, vor Allem eine außeritalienische auf das Gebiet des zerstörten Karthago.

Von weittragender Bedeutung war ein Gesetz, das die Geschworenengerichte dem Senat entzog und dem sogenannten Ritterstand übertrug. Ein Theil der Aristokratie, trugen die Ritter ihren Namen, weil sie infolge ihres Vermögens zum Dienst zu Pferde verpflichtet waren; im Uebrigen waren sie Kapitalisten, die in Italien und den Provinzen Handels- und Wuchergeschäfte betrieben und auch die Steuerziehung pachteten. Von dem im Senat verkörperten eigentlichen Beamtenadel, dem diese Art Geldgeschäfte gesetzlich untersagt war, trennte sie ein Gefühl der Eifersucht und vielfache Konflikte, die sie wegen ihrer wucherischen Manipulationen mit den senatorischen Provinzialstatthaltern hatten. Diese letzteren nun suchten durch Erpressung und Unterschleife aller Art aus ihren Posten das Mögliche herauszuschlagen, wobei sie etwaigen Anklagen gegenüber allemal straflos ausgingen, da sie von ihren eigenen Standesgenossen und Mitschuldigen abgeurtheilt wurden. Das mußte anders werden, wenn die Ritter über diese Art Prozesse zu entscheiden hatten. War das im Interesse der ausgezogenen Provinzen durchaus zu begrüßen, so verfolgte Gaius Gracchus mit seiner Aenderung der Prozessordnung doch in erster Linie die Absicht, einen Keil in die Aristokratie hineinzutreiben, die Ritter auf die Seite der Demokratie zu ziehen, was sich auch darin bekundet, daß er den Senat um 300 aus dem Ritterstande gewählte Mitglieder vermehren wollte. Es war freilich wieder eine Illusion, die sich bitter rächen sollte, wenn er vermeinte, durch solche Mittel die Ritter für sich zu gewinnen: sie ließen sich gerne gefallen, wenn er ihre Position gegenüber dem Senat stärkte, aber deshalb rührten die Geldmänner doch im entscheidenden Augenblick keinen Finger für ihn.

So weit war Gaius Gracchus von Erfolg zu Erfolg geeilt. Seine erste und zugleich entscheidende

Niederlage erlitt er, als er den folgenschweren Antrag stellte, den italischen Bundesgenossen das römische Bürgerrecht zu ertheilen. Begründendes Material dafür beizubringen, konnte ihm nicht schwer fallen. Wie sich das Optimatenregiment den Bundesgenossen gegenüber erwies, lehren drastisch ein paar Fälle, die Gracchus in einer seiner Volksversammlungen folgendermaßen mittheilte: "Vor einiger Zeit kam ein Konsul nach dem sizilischen Taurom; seine Frau sagte, sie wolle sich im Männerbade waschen. Dem sizilischen Quästor ward von M. Marius der Auftrag gegeben, man möge die eben Badenden aus dem Bade treiben. Die Frau melbet ihrem Mann, das Bad sei ihr nicht früh genug übergeben und sei nicht rein genug gewesen. Und deshalb ward ein Pfahl auf dem Marktplatz errichtet und dahin der vornehmste Mann seiner Stadt, M. Marius, geführt. Man zog ihm die Kleider ab und strich ihn mit Ruthen. Als die Calneer das hörten, gaben sie das Edikt, es solle Niemand im Bade haben wollen, wenn ein römischer Magistrat da wäre... In Ferentinum befehlt unser Prätor aus dem gleichen Grunde, die Quästoren zu greifen: der Eine stürzte von der Mauer, der Andere ward gefaßt und mit Ruthen gefrischen... Wie groß die Willkür und wie groß die Ungebundenheit der jungen Männer sei, davon will ich Euch nur ein Beispiel geben. Vor wenig Jahren ward aus Asien Einer abgeschickt, der damals noch keinen Magistrat erhalten hatte, ein junger Mann mit einem Legatenauftrag. Er ließ sich in einer Sänfte tragen. Ein Ochsentreiber von der Plebs zu Venusia kam ihm gerade entgegen und fragte im Scherz, da er nicht wußte, wer darin wäre, ob sie eine Leiche bestatteten. Wie er dies hörte, ließ er die Sänfte niedersetzen und mit den Händen, womit die Sänfte gebunden war, so lange auf ihn loszuschlagen, bis er den Geist aufgab." Aber alle Berechnung des Gracchus konnte seinem Antrage nicht zum Siege verhelfen. Das römische Lumpenproletariat wollte von keiner Schwächung seiner Vorrechte durch Erweiterung des Kreises der Berechtigten etwas wissen und ließ darum den aristokratischen Rednern, die diesen Gesichtspunkt demagogisch ausschalteten, ein williges Ohr. Wenn der Konsul Fannius sagte: "So meint Ihr also, wenn Ihr den Latinern das Bürgerrecht ertheilt, eben wie Ihr jetzt dort vor mir steht, auch künftig in der Bürgerversammlung oder bei den Spielen und Volkslustbarkeiten Platz finden zu können? Glaubt Ihr nicht vielmehr, daß jene Leute jeden Fleck besetzen werden?", so sahen seine Hörer darin einen ausreichenden Grund, den Gesetzesantrag des erst so gefeierten Tribunen zu verwirfen. Zu einer Abstimmung kam es freilich garnicht, denn die Nobilität ließ durch den für sie gewonnenen Kollegen des Gracchus, Livius Drusus, gegen den Antrag intercediren, und bei der Stimmung der Menge konnte Gracchus es garnicht wagen, dem Drusus das Schicksal des Octavius zu bereiten. Das war der Anfang vom Ende.

Die Nobilität, die nun genau wußte, mit welcher plumpen Kniffen sie der hauptstädtischen Bevölkerung kommen könne, suchte Gaius Gracchus planmäßig aus der Volksgunst zu verdrängen, indem sie ihn durch ihr Werkzeug, Livius Drusus, mit volksfreundlichen Anträgen übertrumpfen ließ. "So ließ nun," sagte der griechische Geschichtsschreiber Plutarch, "Livius dem Senat sein Tribunat zu dem Zwecke, Gracchus zu stürzen, und brachte allerhand Gesetze in Vorschlag, wobei er wieder auf die Ehre, noch den Vortheil des Staates Rücksicht nahm, sondern einzig und allein wie in einer Komödie den Gaius an Gefälligkeiten und Schmeicheleien gegen das Volk zu übertreffen suchte." Mit dieser frechen und — sollte man sagen — durchsichtigen Demagogie brachte der Senat es wirklich dahin, daß nicht nur die Masse der städtischen Bevölkerung dem Vorkämpfer der Demokratie untreu wurde, sondern auch die Bauern gegen ihn erkalteten. Da er außerdem, durch die Arbeiten an der neubegründeten Bürgerkolonie auf dem Boden Karthagos in Afrika festgehalten, seine Sache nicht persönlich führen konnte, fiel er, als bald nach seiner Rückkehr nach Rom die Wahlkommission zum Jahre 121 stattfanden, glatt durch.

Wald darauf erteilte ihm und gleichzeitig die demokratische Partei die Katastrophe. Es wurde die Eiführung der beim Volk unbeliebten afrikanischen Kolonie beantragt, und da die Optimaten durch ihren Antidemagogen Drusus die Anlage von zwölf Kolonien in Italien hatten vorschlagen lassen, die nachher natürlich nicht ausgeführt wurden, war wohl auf Annahme jenes Antrages zu rechnen. Als Cäsar mit seinem Anhang in der Volksversammlung erschien, um für Verwerfung des Antrages einzutreten, kam es zu Tumulten, die vom Senat dazu benutzt wurden, gewappnet über Gracchus und seinen Anhang herzufallen. Der Tribun selbst entkam dem Gemetzel zunächst, ließ sich aber, da er seinen Untergang unvermeidlich sah, von einem treuen Sklaven tödten. 250 seiner Parteigänger wurden auf der Stelle niedergemacht und über 3000 wurden als Opfer des von der siegreichen Reaktion angestrebten Hochverratsprozesses hingerichtet.

Mit dieser vernichtenden Niederlage der Demokratie schloß der einzige ernsthafte Versuch, der sozialen Auflösung entgegenzuwirken, der im alten Rom gemacht worden ist. Die siegreiche Aristokratie brachte es durch Aufhebung der Bestimmung im gracchischen Ackergesetz, die die Unveräußerlichkeit der angeerbten Parzellen dekretierte, bald dahin, daß die ganze Frucht der Tätigkeit des großen Bruderpaars vernichtet wurde und sich der Grundbesitz rascher denn je in den Händen einer kleinen Anzahl von Sklavenhaltern konzentrierte. Der Kampf zwischen Demokraten und Optimaten entbrannte freilich bald von Neuem, um nun auch mit den Regionen, die immer mehr aus ihrem Gold kämpfenden Lumpenproletariats bestanden, auf dem Schlachtfeld ausgefochten zu werden. Aber es war bald nur mehr ein Streit zweier heutzutageer Klauen um die Staatskrone, der damit endigte, daß der Führer der Demokratie, Julius Cäsar, sich selbst an die Spitze des Staates stellte. Es war das unvermeidliche Ende einer Republik, deren abtönende Bürger schließlich in ihrer Masse aus künstlichen Lumpenproletariats bestanden. Dieser sowohl, wie besonders dem Sklavenhaltenden Adel setzte nun das Kaiserthum den Fuß auf den Nacken, aber es konnte ebenso wenig die Hunderttausende beschäftigungsloser, freier Almoesempfänger in der Hauptstadt beilegen, wie der italienischen Landwirtschaft, deren Ruin es entsprungen war, wieder aufhelfen. Im Gegentheil ergriß der Auflösungsprozeß, der hier an Italiens Beispiel geschildert wurde, immer mehr auch die übrigen Provinzen, die bislang davon frei geblieben waren, bis schließlich die antike Welt unter dem Ansturm der Barbaren zu Grunde ging. Welche Analogien mit der Gegenwart jene Zeiten aufzuweisen haben, das springt in die Augen, auch ohne daß darauf besonders aufmerksam gemacht wird. Aber es ist ein tiefergehendes, ja himmelweiter Unterschied vorhanden. Aus dem Kampfe der Sklavenwirtschaft sahte kein Weg heraus; die zahlreichen Sklavensammlende blieben immer auf engen Raum beschränkt, zusammenhang- und planlos, und wurden insofern verhältnismäßig leicht niedergeworfen. Die einzige Bewegung des verfallenden Römerreiches, die große Theile der Entarteten und Unterdünkelten in allen Theilen des Imperiums zugleich ergriß, hat, das Christenthum, war bei allen sozialen Elementen doch keine politische Partei, sondern eine religiöse Gemeinschaft, die ihr tausendjähriges Reich um göttlichen Geistes erwarb; eben darin bemerkbar sich die ganze Hoffnung- und Ausweglosigkeit jenes Zeitalters. In der Gegenwart aber gibt es einen Weg, und auch diejenigen, die ihn gehen.

Japans Wandlung.

Von Hans Bloch.

Die fünfzig Jahre vor dem Aufbruch im westlichen Osten sah noch eine unbekante Welt, ein geschlossenes, den Fremden verschlossenes Land. Nüchtern jede Einwirkung des Aus-

landes abwehrend, zählte es auch nichts im Rathe der Völker. Eine aus's Wunderbare grenzende Wandlung ist seitdem mit diesem Lande vor sich gegangen. In weniger als einem halben Jahrhundert haben sich auf dem Boden Jappons Umwälzungen vollzogen, zu denen Europa Jahrhunderte gebraucht hatte. Aus dem absoluten Polizeistaat mit den Formen des Feudal-systems, dessen Herrscher göttliche Verehrung geollt wurde, ist ein einheitlicher, konstitutioneller Staat geworden mit starken Tendenzen zum parlamentarischen, demokratischen Regiment. An die Stelle der ängstlichen Abschließung gegen das Fremde trat die Aneignung der Ergebnisse westlicher Kultur im Geschwindschritt, ein Extrem verdrängte das andere. Die Japaner sind das interessanteste Volk geworden. Noch mehr, als ihre eigene, relativ hohe Kultur, als die eigenartige Kunst und das hoch entwickelte Kunsthandwerk des Sonnenanfangslandes hat die Blüte der Europäer das einzig bestehende Experiment gefesselt, das 1868 begann, das das Volk der Inseln an sich selbst vornahm, als es die Einrichtungen des Westens an die Stelle der eigenen Institutionen setzte, als es einem Geistesleben, das dem europäischen ganz fremd, dem Stamme orientalischer Sitten und Anschauungen die Ergebnisse fremder Kultur mechanisch aufspröpfte.

Ob es gelungen ist, die fremden Elemente restlos anzunehmen, darüber entscheiden natürlich nicht die Schlachten des Chinafeldzuges (1894/95), das kann nur eine Untersuchung der inneren Zustände Japans lehren, die wir erst ganz verstehen können, wenn wir ihre Entwicklung, also die Geschichte des Landes kennen. Sie wird vor allen Dingen darüber unterrichten, ob die gewaltige Umwälzung, in der das Jahr 1868 nicht den Beginn, aber den äußeren Markstein bedeutet, aus den Verhältnissen des Landes notwendig geboren wurde, oder ob sie eine künstliche Sache war.

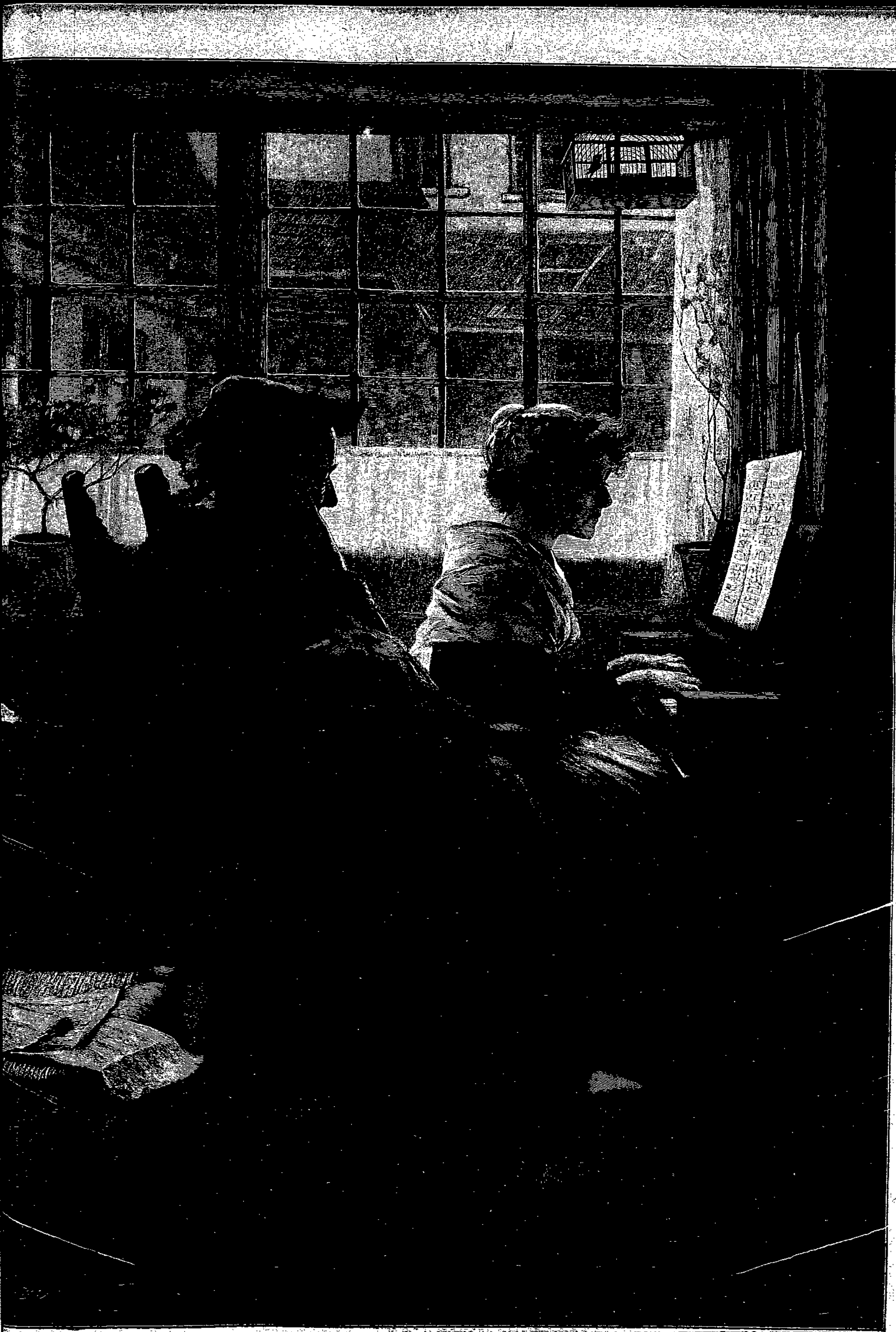
Die Geschichte Japans beginnt mit dem Werden der Götter, von denen das auserwählte Volk der Japaner abstammt. Ungezählte Geschlechter der Himmlichen lösten einander ab, bis sie endlich ihre Sprößlinge auf Japans glücklichen Boden niedersteigen ließen. Ein direkter Nachkomme der höchsten Gottheit, der Sonnengöttin Amaterasu, war der erste Herrscher Japans, der Mikado Jimmu-Tenno, der erobert auf Nippon, der Hauptinsel, landete und dort 660 vor Christi Geburt den Grundstein des japanischen Reiches gelegt haben soll. Die Sage zeigt uns, daß die Japaner Einwanderer auf dem Boden des Landes sind, das sie jetzt bewohnen. Woher sie kamen, das ist noch ebenso ungewiß, wie ihre ethnologische Stellung. Man weiß nicht viel mehr, als daß sie zur gelben oder mongolischen Rasse gehören. Die japanische Sprache zeigt Verwandtschaft mit den Sprachen der nordmongolischen Gruppe, zu denen am weitesten nach Westen vorgebrungenen Zweigen die Fünen, die Ungarn und die Türken gehören. Den Chinesen stehen dagegen die Japaner sehr fern, nicht näher, als etwa der Araber dem Deutschen, was nicht ausschließt, daß die alte japanische Kultur sich fast gänzlich auf der chinesischen aufbaut.

Der japanische Staat entstand, wie alle anderen, aus lose verbundenen, auf die Blutsverwandtschaft basierten Gruppen, die in mehrfacher Hinsicht an die Genitororganisation erinnern. Indes hat die Forderung bisher das wesentlichste Merkmal dieser Organisation, das Verbot, innerhalb der Gens zu heirathen, noch nicht abzuweisen vermocht. Dagegen finden sich Spuren mütterrechtlicher Zustände und der Geschwisterchen. Der Mikado war ursprünglich nichts Anderes als der Vorsteher der größten und ältesten dieser Uti genannten Organisationen, die — auch ein Hinweis auf mütterrechtliche Zustände — die oberste St. in Amaterasu als Ahnin verehrte. Die jüngeren Uti hatten besondere Ahnengötter; die Hauptgötter konnten sie aber nur durch Vermittlung des Oberhauptes des Haupt-Uti verehren. Auf seiner Eigenschaft als Priester der höchsten Gottheit und als oberster Heerführer gründet sich die Stellung des Mikado, dessen Macht durch den Rath der Uti-häupter beschränkt war. Sein Amt war ursprünglich nicht in der Erbfolge, sondern nur im Uti

erblich. Allmählig setzte sich dann die Erbfolge durch die Macht des Mikado und der einzelnen Uti-häupter über die Uti-genossen wuchs und bildete sich schließlich bis zur absoluten, patriarchalischen Gewalt aus. Durch die Angliederung der Kriegsgefangenen an das kaiserliche Uti wurde die Stellung des Mikado weiter gestärkt, und als die wirtschaftliche Entwicklung die kommunistische Uti-verfassung immer mehr untergrub, das Aufkommen des Privateigentums sie von innen sprengte, konnte der Mikado die alte Geschlechterverfassung beseitigen und den zentralisirten Staat aufrichten. Beschleunigt wurde diese Entwicklung durch das Einbringen der chinesischen Kultur, mit der die Japaner zunächst durch die Vermittlung der von ihnen bekriegten Koreaner bekannt wurden. So kam der Konfuzianismus, chinesische Wissenschaft, chinesische Zeremonien und chinesische Gewerbe, so die Seidenkultur, nach Japan. Auch die chinesische Wortbildung hat Japan angenommen; und die spätere japanische Silbenschrift, das Kana, hat sie nicht zu ersetzen vermocht. Heute noch muß der japanische Schüler neben den 200 Zeichen des Kana die chinesischen Wortbilder erlernen, von denen der einfache Mann 1000 bis 1500, der Gebildete 3 bis 6000 wissen muß. Die Schriftsprache nahm für alle die höheren Begriffe, die den barbarischen Japanern unbekannt waren, chinesische Ausdrücke an, und Chinesisch wurde in Japan die Gelehrtensprache, wie das Latein in Europa.

Das bedeutendste Ereigniß aber in diesem Prozeß der „Verchinesung“ des Landes, der lebhaft an die jetzige Annahme der westlichen Kultur erinnert und die erstaunliche Fähigkeit der Japaner zur Aufnahme und Assimilierung fremder Zivilisation beweist, war das Einbringen des Buddhismus. Nach kurzem Widerstande eroberte er im 6. und 7. Jahrhundert bald das ganze Land und bedrängte arg die ursprüngliche japanische Religion, den Shintoisimus, in dem sich Vergötterung von Naturkräften und Ahnenkult innig vermischen. Die alte Religion, die — ein Zeugniß ihres hohen Alters — der Sittenlehre ganz entbehrte, die nur für die Häupter der Uti die Unsterblichkeit kannte, deren Tempel schmutz- und bildlos sind — Spiegel und ein zackigförmig geschnittenes Stück weißen Papiers sind die Symbole der Gottheit — konnte dem kalten Buddha's nicht widerstehen. Die ursprünglich atheistische und Weltentfugung und Askese predigende Sittenlehre des indischen Weisen kam schon in sehr verderbter Form von China, zum groben Gögendienst herabgesunken, mit äußerlichen, pomphaften Zeremonien überladen, die eine merkwürdige Nehmlichkeit mit den Zeremonien der katholischen Kirche haben. Auch das Zölibat der Priester und das Mönchsthum hat der Buddhismus mit dem Katholizismus gemein. Die Japaner haben ihn noch mehr veräußerlicht und ihrem Naturell angepaßt — der ursprüngliche Tiefinn und der Weltsehmerz, die dem heiteren und philosophischen Spekulationen abgeneigten Japaner widerstanden, wurden ganz abgestreift. Ein japanischer Reformator, Shinran, der im 13. Jahrhundert die verderbte Religion zu reinigen unternahm und einen schüchternen Anlauf zum Monothemismus that, hat die Lehre von der Weltentfugung sogar ganz bei Seite gelassen und ganz folgerichtig auch das Priesterzölibat und das Mönchsthum aufgehoben. Die von ihm gegründete Shin-ekte, die als der buddhistische Protestantismus bezeichnet werden kann, ist indes nach der Behauptung christlicher Missionare inzwischen größtentheils in den Durchschnittsbuddhismus mit der Anbetung von Hunderten von Götzen, dem Glauben an Amulette und Zauberei wieder zurückgefallen.

Der Buddhismus ist noch heute die Volksreligion der Japaner, die daneben aber Shintoiisten geblieben sind. Der neue Glaube hat den alten tolerirt, die Shintogötter wurden für Erscheinungen Buddhas erklärt. So kam der Durchschnittsjapaner als guter Buddhist auch noch an den wenigen Festtagen der Shintogötter ihren Tempel betreten und dort sein Stammes, etwa eine Viertelstunde dauerndes Gebet verrichten. Mehr verlangt diese anspruchslose Religion von ihm nicht. Namentlich aber hat er die Ver-



1886 by Finkel, Adler & Schwartz in New-York.

Walther Firl: Aus der Jugendzeit.

ehring der Ahnen, die vor Keinen Gausaltären stattfand, ruhig fortsetzen konnten. Immerhin hat der Buddhismus den Einfluß des Ahnentums auf das staatliche Leben und damit die Macht des Mikado geschwächt, der ja der oberste Priester des Shintoisimus ist, nach seinem Tode die Myriaden seiner Götter vermehrt und die verstorbenen großen Männer seines Volkes zu Göttern ernennen konnte. Die Restauration von 1868, die dem Mikado endlich das weltliche Regiment zurückgab, das ihm Jahrhunderte lang mächtige Vasallen abgenommen hatten, brachte deshalb auch den Versuch einer Restauration des Shintoisimus; er wurde Staatsreligion, während dem Buddhismus die Staatssubventionen entzogen wurden. Aber der Versuch ist mißglückt, bald wurde auch der Shintoisimus wieder entstaatlicht, und heute ist er, soweit ihn der Japaner nicht neben dem Buddhismus ausübt, nur noch Hofreligion. Die Ideen des Westens haben die Religiosität in den Kreisen der Gebildeten überhaupt arg erschüttert; sie sind vorwiegend Atheisten. Das Christenthum, das anfangs große Fortschritte machte, hat bald Rückschläge erlitten, und seit der Mitte der neunziger Jahre sieht es still oder gewinnt doch nur sehr langsam Boden.

Kurz nach dem Eindringen des Buddhismus, um die Mitte des siebenten Jahrhunderts, ward die Uji-Verfassung gestürzt. Der Mikado richtete nach dem Vorbild des chinesischen Beamtenstaates eine strenge Zentralisation ein. Die Erblichkeit der Aemter in den Häuptlingsfamilien der Uji ward aufgehoben und statt dessen vom Kaiser ernannte Beamte eingesetzt. Aber, abweichend vom chinesischen Muster, wurden diese Aemter mit ihrer Entlohnung, dem Landbesitz, bald erblich; ganz ähnlich wie in Europa entstand eine Feudalverfassung. Je mehr die Mikados unter dem Einfluß der chinesischen Kultur verweilten, um so mächtiger wurden die großen Feudalherren, die Daimios. Die Bodenverfassung Japans begünstigte diesen Prozeß ungemein. Hoch- und Mittelgebirge zertheilten es in viele abgeschlossene Gebiete; ist die Oberfläche des Landes vorwiegend gebirgig, so ist die Küste reich gegliedert und ihre zahlreiche Buchten und Einbuchtungen bilden, wie die Gebirgsketten, natürliche Grenzen, während die kurzen Flüsse meist für die Schifffahrt untauglich sind und deshalb die Abschließung der einzelnen Landestheile nicht aufheben. Im nördlichen und nördlichen Nippon ist die mittlere Höhe der Bergspitzen etwa 2500 Meter. Der höchste Berg Japans ist der Fusi-no-hama. Auf seinem 3750 Meter hohen Gipfel heben in den kühleren Monaten Juli und August Schuttschnee weißglänzender Pilger die Sonnenpilger an. Er ist ein erloschener Vulkan — Japan zählt deren mehrere Hunderte und noch ganzig thätige Feuerberge. Das Inselreich bildet in dem großen westlichen Ozean ein großes Inselgebiet. Daran schließen sich auch die vielen japanischen Inseln, von denen Japan hauptsächlich besteht.

In den Samurais, ehemaligen Vorkriegern, schufen sich die Daimios ihre Kriegsmannschaft. Nach Entlassung und Rückzug sind sie den Mittern Campes vergleichbar. Ein beherrschter Ehrenkodex sticht den Samurais vom gemeinen Volk, zwei Schwertchen waren kein Merkmal, und zu seinen Ehren zählte das Haus, der Selbstmord durch Damphausschneiden, den er bei gewissen Begebenheiten an Stelle des Hinri-

chigen Todes durch des Henters Hand ausüben durfte, der ihm bisweilen auch durch seinen Ehrentod als Reinigung von Schmach und Schimpf oder als freiwillige Sühne geboten war. Körperliche Arbeit verbot dem Samurai die Standesehre, später aber standen ihm neben der Laufbahn des Krieges auch die des Gelehrten und des Beamten offen. Die Daimios waren unfrei, doch ist die Versklavung in Japan nicht so weit gegangen, wie in einzelnen Theilen Europas. Hand in Hand mit dieser Entwicklung geht die Auslöschung des kaiserlichen Regiments. Während der Mikado dem Namen nach der Herrscher bleibt, regiert in Wirklichkeit das Haus der Fujiwari; der Sohn der Götter ist zu erbarmen, sich mit weltlichen Geschäften zu befassen, wird immer mehr den Blicken der gewöhnlichen Sterblichen entzogen. Schließlich, in späteren Jahrhunderten, dürfen ihn nur noch seine Frauen sehen.

Die weltliche Macht gleitet indessen aus den Händen der zum Hofadel gehörenden Fujiwaras, die ebenfalls verweilichen, in die des Kriegsadels; die großen Territorialherren kämpfen miteinander um das Amt des Shogun, des Kronfeldmarschalls, der den künmerlichen Rest der Zentralgewalt darstellt. Jahrhunderte lang ist Japan der Schauplatz heftiger innerer Kämpfe, feudaler Anarchie, die die kriegerischen Tugenden beförderte, schließlich aber das Land in einen Zustand der Erschöpfung versetzte, wie ihn ähnlich Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege erlebt hat. Wirtschaftliche Kräfte untergraben währenddem allmählich das Feudalsystem. Der Krieger werden so viele, daß der Daimio sie nicht mehr alle mit Landbesitz ausstatten kann, zumal auch die Treue der Samurais in dieser Zeit der Verwilderung nachläßt. So werden sie zum größten Theil auf Reiskulturen gesetzt. Der Bauer, der den nöthigen Reiz zur Kriegführung liefern muß, wird daher vielfach von den Abgaben an die Untervasallen befreit. Das Selbstbestreben, das die Kriege weckten, führt zur Förderung des auswärtigen Handels mit Korea und China, später auch, um die Mitte des 16. Jahrhunderts, mit den Portugiesen, Spaniern, Holländern, Engländern und den südasiatischen Völkern. Das ließ die Seefläche reich und fast unabhängig werden und in ihrem Kaufmannsstande eine neue Macht entstehen, die der Zentralisirung günstig war.

In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts nun gelang den japanischen Nationalhelden Nobunaga, Hideyoshi und Iyeyasu, sich die das Feudalsystem auflösenden und zum zentralisirten Staat drängenden Tendenzen dienstbar zu machen. Iyeyasu, der letzte von ihnen, machte die Shogunsgewalt in seinem Hause erblich, rebargierte die Macht der Daimios um ein Erhebliches und brühte die Bedeutung des nominellen Herrschers, des Mikado, noch mehr herab, dem Namen nach sein demüthiger Diener bleibend. Das Haus Tokugawa, dem Iyeyasu entsprang, war in diesen Kriegen das mächtigste im Lande geworden; über ein Drittel des Landes, nach dem Steuerertrage gemessen, war Hansbesitz des Shoguns. Und unter den 270 Daimios waren nur etwa 42, die einen im Vergleich mit dem Shogunterritorium umfangreichen Landbesitz hatten. Die feudalen Einrichtungen sanken zu Formen herab, der Shogun war der unangefochtene Herr des Landes, er konnte die Daimios bei Mißregierung absetzen. Ihre frühere

faktische Unabhängigkeit war dahin. Sie hatten der Hauptsache die Anordnungen der Zentralgewalt auszuführen, der alle wichtigen Gesetzgebungsgebiete vorbehalten waren. Mit Iyeyasu beginnt im Jahr 1600 die Zeit des absoluten Polizeistaates und der strengen Abschließung gegen das Abendland, die seit 1545, wo der Portugiese zuerst an der japanischen Küste landete, auf Japan ungehindert hatte einwirken dürfen. Portugiesische Priester hatten das Christenthum ungehindert predigen dürfen; gegen Beginn des 17. Jahrhunderts soll die Zahl der Christen während die Gesamtbevölkerung auf 8—10 Millionen geschätzt wird, schon eine Million betragen haben. Ein ganz enormes Ergebnis einer Missionsarbeit von fünfzig Jahren. Verschiedene Ursachen erklären einerseits haben zweifellos die wilden, kriegerischen Zeiten, das allgemeine Gefühl der Unsicherheit, die Abhängigkeit vom ungewissen Kriegsgeschick, die Gemüther für die Verheißungen des Christenthums empfänglich gemacht, andererseits begünstigten die der Landesfürsten die neue Religion aus politischen Gründen. Der Shogun sah darin ein Gegengewicht gegen den Buddhismus, dessen herrschliche und mächtige Priester und Mönchsorden er demüthigen wollte. Aus demselben Grunde traten mehr Territorialherren direkt zum Christenthum über; an das Bestreben, den gewinnbringenden Handel mit den Ausländern, der den Missionaren folgte, fördern und namentlich Feuerwaffen zu erlangen hat zur Haltung der Beherrscher Japans gegen das Christenthum beigetragen. Politische Gründe haben aber auch seine Ausrottung veranlaßt, wie überhand den plötzlichen, unermittelten Wechsel in der Stellung der japanischen Regierung zum Auslande. Während jener fünfzig Jahre hatte das Land den Europäern vollständig offen gestanden.

Iyeyasu und seine nächsten Nachfolger, unter denen die Politik der Isolirung vollendet wurde, sahen das Christenthum eine Bedrohung des inneren Friedens während ihr Bestreben dahin ging, alle Verhältnisse stabil und unveränderlich zu gestalten. Aber die äußere Gefahr sahen sie im Gefolge der Lehre heranziehen, die Priester erließen ihnen die Vorläufer der europäischen Flotten und die und das Schicksal anderer asiatischer Länder durch sie allerdings bedenklich stimmten. Wehlich, wie die Chinesen heute, erblickten die Shogune in den Missionaren politische Agenten des Auslandes. Die Gefahr der verschiedenen westlichen Nationen und religiösen Gegensätze unter ihnen thaten das Meiste jeder Theil klagte den anderen, um ihn zu drängen, der schwärzesten Pläne an. Zudem fürchteten die Shogune, daß die kriech unterworfenen Daimios sich mit den Ausländern gegen die Zentralgewalt verbinden könnten, daß ihnen auswärtigen Handel die Geldmittel und die besseren Waffen des Abendlandes zur Kriegführung liefern könnte. wurde denn das Christenthum verboten und beseitigt, wobei die Christen in Massen eine wunderbare Standhaftigkeit zeigten; so wurde der auswärtige Handel immer mehr eingeschränkt bis schließlich seit 1637 nur noch die Chinesen, Holländer im Hafen von Nagasaki einen genau eng begrenzten Handelsverkehr unterhalten durften die Begleiter wurden unter höchst demüthigenden Bedingungen auf der kleinen Insel Deshima für gefangen gehalten. (Fortsetzung folgt)

Die schöne Barbara.

Novelle von Anton Freiherrn v. Perfall.

waren wir Leidensgenossen in einigen Stunden. — Ich hegte noch immer den Glauben an meine Anwesenheit, das nahm ihm alle Offenheit, und ich hätte so gern über Barbara mit ihm gesprochen. „Kannst Du die Leute, die gestern Abend in Louis Salons waren?“ begann ich. Er war peinlich berührt von der Frage. „Kannst Du, daß es dieselben waren,“ fuhr ich fort, ohne seine Antwort abzuwarten, „die heute Nacht den alten Pacheco aus dem Hause geholt?“ Er wurde bald vom Pferde gestürzt, so warf es

ihn zurück. „Per Dios, Sennor, woher Sie, daß sie ihn geholt?“ Wir fuhren doch zusammen diese Nacht —

„Eben weil ich mit Dir gefahren, weiß ich fuhr ich fort, und weil ich nicht geschlafen wie Du. Der Zug geht doch dicht an Pacheco vorbei, nicht?“

Er drängte sein Pferd dicht an meines höchste Erregung malte sich in seinen Zügen.

„Wenn ich nun die Geschichte vom Zug mit angesehen hätte?“

Sein dunkles Antlitz ward grau, der Mund stand ihm offen, er hielt mit einem Nuck sein Pferd an und fiel mir in die Zügel.

„Was haben Sie mit angesehen? Haben Sie Erbarmen mit Garcia! Was haben Sie mit angesehen?“

Ich wußte, für wen ihm der Angstschweiß auf der Stirne stand, mich dauerte das arme Opfer.

„Wie sie einen alten Mann aus der Hütte zerrten und ein junges Mädchen einen jungen Mann auf den Knieen ansetzte, um die Rettung wohl des alten Mannes.“

„Und dem jungen Mädchen thaten sie nichts? Nicht wahr, Sennor, dem thaten sie nichts?“

Garcia hing an meinem Munde.

„So viel ich in dem kurzen Augenblicke sah, nicht, und ich glaube überhaupt nicht. Der junge Mann, den sie ansetzte, schien ihr gut gesinnt; er hatte den Arm um ihre Hüften geschlagen.“

Der freudige Ausdruck, den meine ersten Worte auf Garcia's Antlitz hervorriefen, verschwand und machte einem düsteren Platz.

„Wie sah er aus, der junge Mann?“ fragte er.

„Ein großer, magerer Mann, bartlos, mit langem, schwarzem Haupthaar.“

„Rafaele Sunol, ich wußte es zuvor,“ murmelte er niedergefallen. „So ein Hund,“ fuhr er plötzlich zornig auf, „er ist schlimmer als der Alte selbst!“

„Er und die Barbara,“ wandte ich ein, die Ansicht Tom's wiederholend. „Sie hat den Alten wohl ganz in der Hand?“

„Die Barbara? Nein, Sennor, das ist eine ganz verdamnte Bißgeißel, Sennor — eine verdamnte Bißgeißel, die der Neid erfunden, der Haß!“

„Der Haß? Haßt man die Barbara?“

„Verschmähte Liebe wird zum Haß hier zu Lande.“

Wir schwiegen Beide eine Strecke lang.

„Ist sie denn wirklich so schön?“ begann ich wieder.

„Ob sie Euch gefällt — für uns ist sie die Schönste weit und breit, wenn sie auf ihrem schwarzen Pferde dahergejagt kommt — die zierlichen Zähne, wenn sie lacht — und das Auge —“

Er war ganz in seiner Phantasie versunken — er stand vor ihm in ihrer verführerischen Pracht.

„Nun, Sie werden sie ja bald sehen.“

„Wenn sie noch lebt.“

Garcia lachte bitter.

„Seid versichert, sie lebt! Die weiß sich zu helfen, auch ohne Rafaele. Mit einem Blick, einem Wort gehört ihr die ganze Bande.“

„Die gekommen ist, sie anzuknüpfen!“ sagte ich ungläubig.

„Man knüpft eine Barbara nicht auf — wir nicht!“ entgegnete er, melancholisch lächelnd. „Den Alten — das ist ja möglich — obwohl ich auch nicht daran glaube, da sie dabei war.“

Ich glaubte selbst bald an die Zaubermacht dieses Mädchens nach dem, was ich von ihr hörte.

II.

Wir ritten jetzt bergab und holten die Vaqueros vor uns ein. Sie hatten ein schlechtes Gewissen und gaben sich alle Mühe, im Gespräche mit begreiflich zu machen, daß sie mit der gestrigen Gesellschaft und ihren Neuzugungen nichts zu thun haben wollten, sie seien nur zufällig mit den Leuten zusammengetroffen. Ich that, als ob ich ihnen Glauben schenkte. Die Gegend kam mir jetzt bekannt vor. Der Schienenstrang auf der anderen Seite des Flusses war sichtbar, auch ritten wir schon über zwei Stunden, unser Ziel konnte nicht mehr fern sein. Ich bemerkte es auch an der immer größer werdenden Mühe meiner Begleitung. Der Grund dazu lag bei den beiden Vaqueros in der Ungelegenheit der Ereignisse der gestrigen Nacht, bei Garcia wohl hauptsächlich in dem halb gefürchteten, halb heiß geliebten Wiedersehen Barbara's.

Wir ritten eine steile Höhe hinauf, der Weg bog nun im rechten Winkel scharf ab. Zu unseren Füßen lag das Adobehaus, Pacheco's Ranch, am Felsen hingelehnt, wir sahen kerzengerade darauf

hinab, und was wir sahen, machte uns Alle wie auf ein Kommandowort halten.

Auf einem Felsen neben dem Hause saß der Alte, den ich aus dem Hause zerrn sah, ich erkannte sofort den weißen Bart — Don Miguel Pacheco — und stützte einen mexikanischen Sattel, das heißt, er wollte ihn stücken; ein großer, magerer Mann, der neben ihm stand, die Hände auf den Sattelpfosten seines Pferdes gelegt, als wolle er eben aufstehen, einen breiten Sombbrero auf dunklen Locken, ließ ihn nicht dazu kommen. In heftigen Worten drang er auf den Alten ein, der eben so erregt, mit beiden Armen in der Luft fuchtelnd, ihm entgegenete — Rafaele Sunol — sein Gesicht war mir am besten im Gedächtniß.

Unter der Thüre stand ein großes, für die spanische Rasse, der sie offenbar angehörte, auffallend stark gebautes Mädchen. Ein rothes Tuch, dessen Franzen in die braune Stirn herein hingen, bedeckte zum Theil das schwarze Haar, dessen üppiger Wuchs sich jedoch überall hervor drängte, durch das schnee-weiße, zerrissene Hemd bläkten die braunen, vollen Achseln, die edelgeformten, in die Seite gestemmten Arme; ein von Dornen und Gestrüpp zerfetzter bunter Rock reichte an die Knöchel und ließ bespornte, zierliche Halbstiefel aus hellem Leder sehen. Die schöne Barbara ohne Zweifel! Ich las es in Garcia's Blicken, die sie verschlangen. Die ganze Erscheinung machte den Eindruck wilder Zügellosigkeit, und ich war einigermassen enttäuscht. Dieses zerlumpte, derbstochige Mädchen soll Männer verzaubern? Ihr Gesicht war von oben nicht gut sichtbar. Ich bemerkte nur, daß sie lebhaften Antheil nahm an dem Streit der Männer, der, in Spanisch geführt, bei dieser Entfernung nur zum Theil für mich verständlich war.

Garcia und die beiden Burjchen horchten angestrengt.

„Das läßt Du, alter Schuft!“ schrie er jetzt so laut Don Miguel zu, daß wir jede Silbe vernahmen. „Gehängt hätten sie Dich trotz aller seidenen Bänder Deiner Barbara!“

Helles Lachen erklang unter der Thür.

„Bergiß nur nicht blau und Silberfaden — ich muß Wort halten den guten Jungen!“

Barbara schritt zu ihm über den Platz vor dem Hause, ihr Gang war zierlich, die Last des starken Körpers ruhte auf feinen Gelenken, um die jetzt der zerfetzte Rock gaukelte; der kräftig edelgewölbte Nacken trug stolz das kleine Haupt; trotz der Lumpen lag etwas Bornehmes in der Erscheinung. Die angeborene Grandezza ihrer Rasse sprach aus jeder Bewegung.

„Also Dein letztes Wort, Miguel,“ sagte der junge Mann, ohne auf Barbara zu sehen.

Der Angeredete schlug wüthend glänzende Nägel in den Sattel und gab keine Antwort. Barbara legte eine kleine braune Hand auf die Schulter Rafaele's. „Bergiß nur die Bänder nicht,“ sagte sie.

Megerlich schüttelte er sie ab, sie lachte wieder hellauf, dann sprach er heftig zu ihr, seine Stimme klang wie von Thronen der Wuth erfüllt, man verstand kein Wort davon. Plötzlich schlang sie die Arme um seinen Nacken, küßte ihn und näherte ihren Mund seinem Ohr.

Der Alte schlug wüthend mit dem Hammer auf das Sattelholz, sprang auf, riß Barbara aus dem Arm des jungen Mannes und wies sie scheltend in das Haus zurück; doch diese nahm eine trotzig Haltung an und wich nicht. Der junge Mann schwang sich offenbar befriedigt in den Sattel.

„Komm' mir bald wieder, Rafaele,“ rief sie ihm unbestimmt um den die Fäuste gegen sie ballenden Vater zu, „es geht doch nach meinem Kopf!“

Er gab dem kleinen, struppigen Pferd die Sporen und schwenkte den Sombbrero.

„Adio, Barbara!“ schallte es grell gegen die Wände, dem Alten zum Trost.

„Bergiß die Bänder nicht!“ rief sie ihm noch lachend nach.

Rafaele sprengte uns entgegen den Berg herauf, und ich erwachte aus meinem traumhaften Beobachten des Bildes unter mir, das ich mir ganz anders wiederzusehen gedacht. Er mußte an uns vorüber, es führte kein anderer Weg den Felsen entlang.

Plötzlich, hinter einem Vorsprung hervorretend, bemerkte er uns. Er hielt sein Pferd an, obwohl er keine Ahnung haben konnte, daß wir ihn schon seit einer Viertelstunde beobachteten, schien ihm die Begegnung doch unangenehm. Zuerst traf er mit den beiden Vaqueros zusammen, die etwa fünfzig Schritte vor uns ritten. Er sprach rasch und leise mit ihnen im Vorbeireiten, mir entging es nicht. Er erkundigte sich wohl, wer ich sei, dann wich er auf der Bergseite aus, höflich den Sombbrero ziehend.

„Buenos tardes, Sennor! Du hier, Garcia?“ sagte er dann in etwas spöttischem Tone, wie mir vorkam. Dieser konnte die Flamme des Hasses nicht verbergen, die ihm aus den Augen drang.

„Ich begleite den Sennor zu Don Miguel,“ erwiderte Garcia.

Ein mißtrauischer Blick traf mich aus dem verschlagenen, auf mich einen unangenehmen Eindruck machenden Gesicht Rafaele's. „Das wird dem guten Alten eine rechte Freude machen. Don Miguel ist gastfreundlich gegen Fremde — ein braver Mann, was auch über ihn gesprochen wird —“

„Das Letztere ist allerdings nicht gut,“ erwiderte ich, „noch weniger, was gegen ihn gethan wurde heute Nacht!“

Rafaele erschrak heftig, fragend blickte er auf Garcia, der nun seinerseits spöttisch lachte.

„Schon bekannt in Gila Bend?“

„Wie Du hörst,“ meinte Garcia.

„Dann ist es auch bekannt, wer ihn gerettet?“

„Die seidenen Bänder Barbara's,“ erwiderte lachend Garcia.

Rafaele wurde dunkelroth.

„Ich hab' es gethan, er muß es selbst zugeben.“

„Und bekommst wohl dafür auch ein neues seidenes Band von ihr. Hast es auch nötig.“

Garcia zeigte auf seinen Sombbrero, den ein verwittertes blaues Seidenband mit Silberstickerei schmückte.

„Das überlaß ich Dir, Garcia,“ rief Rafaele höhniisch, sein Pferd antreibend, „ich nehme sie selbst. Buenos Dios, Sennor!“ Grinsen verschwand er hinter den Felsen.

Garcia murmelte ein böses Wort, das schon viel Blut gekostet hier zu Lande, zwischen den Zähnen.

Jetzt vernahm Don Miguel den Hufschlag unserer Pferde. Er blickte, die Augen gegen die Sonne schließend, herauf. Es war ihm nicht recht heimlich, wie ein gestellter Fuchs blickte er einen Augenblick prüfend nach allen Seiten umher, dann that er wieder, als sei er ernst bei der Arbeit.

Barbara zog sich in die Hütte zurück. Erst als wir vor ihm standen, erhob er sich scheinbar überrascht, mit einem kurzen, scharfen Blick mich von oben bis unten mustern; der Blick Garcia's, den er kannte, schien ihn zu beruhigen. Auf ihn machte ich offenbar nicht den Eindruck eines Scheriffs und war dessen froh — ich verhinderte deshalb auch eine Annäherung mit den Vaqueros, welche ich, Jedem einen Dollar in die Hand drückend, mit einem Gruß an Tom entließ. Ungern entfernten sie sich; sie wollten zu gerue Näheres über den nächtlichen Streich vernehmen und wie es zugegangen. Endlich ritten sie ab.

Don Miguel lud uns mit echt spanischer Gastfreundlichkeit in sein Haus, hinter meinem Rücken Garcia fragliche Zeichen über mich machend. Ich kam diesem zuvor — Pacheco sollte keine Furcht vor mir haben.

„Habt Ihr heute Morgen um drei Uhr den Zug von Casagrande nach Maricopa nicht passieren sehen?“ fragte ich.

Er drehte einen alten, zerrissenen Strohhut in der zitternden Hand und sah mich entsetzt an.

„Heute Nacht — Sennor —“ seine Stimme war unsicher — „gerade heute Nacht —“

„Schließe Du wohl recht gut — besonders um drei Uhr, nicht wahr?“ warf ich lachend ein.

Er verlor alle Fassung und würgte an unverständlichen Worten.

„Don Miguel Pacheco,“ sagte ich, „mich treibt nur die Neugierde hierher, keine böse Absicht gegen Dich. Ich war auf dem Zug um drei Uhr, sah Alles, was sich zu dieser Zeit zutrug in Deinem

Haufe; freue mich, Dich trotzdem wohl und ununter zu sehen, und möchte gern erfahren, wie das so gekommen und wie Du Dir durchgeholfen hast. That es wirklich dieser Mann allein, dem wir eben begegnet? Er behauptete es Senmor Garcia gegenüber."

"Dieser windige Schuft, der Rafael! Behauptete er es wirklich, Garcia? Dieses Großmamt dieser —"

Ich that seiner Schimpfreden Gehalt und hat ihn um eine ruhige Entwicklung der ganzen Angelegenheit.

"Dorert aber ein Glas Wein, mjere Kehlen sind trocken." Ich rechnete, daß er sich unterdessen fassen und beim Wein offenerziger sein werde.

Er machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und trat voraus in das Haus. Garcia that mir förmlich Abbitte, daß er mich für einen Sberij gehalten, der einen Hasibefehl gegen Don Miguel in der Tasche habe, mußte aber doch, da er mich ja selbst auf dem Zuge sah und die Zeit der That genau stimmte, an meine Aussage glauben.

In eine niedere, rufgeschwartzte Stube, spanisch schraubig und verkommen, führte uns Pacheco. In einer Mauerhöhle, die oben ein Gesims, vorgestellt mit Heiligenbildern und geweihten Kerzen, krönte, brannte knisternd Feuer, über welchem eine riesige Pfanne auf einem eisernen Dreifuß stand.

Barbara stand davor, von seinem Schein umflossen, sie wandte sich nach uns. Aus einem bronzenfarbigen, wellgeformten Antlitz brannten zwei große, schwarze Augen, die in einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit zu schwimmen schienen, hinter den rothen Lippen bligten schneeweiße Zähne. Es lag wirklich Dämonisches in der dunklen, in bunte Felsen gehüllten, vom Feuerchein umflossenen Erscheinung.

"Buenos, Dios, Caballero!" grüßte sie, die Melodie ihrer Sprache mit einer klauvollen Stimme verbindend; Garcia, dessen Antlitz jetzt noch dunkler erschien, erkennend, reichte sie lachend die Hand,

von Fett glänzende Hand. Am Tische stand Mexikaner in einer Korbflasche, schwarz wie Tinte, lagen frisch gewickelte Cigaretten.

Don Miguel hatte sich etwas erholt von seinem Erstarrten.

"Sie müssen sich Schönes denken von mir," begann er, die Gläser füllend, "nach dem, was Sie gesehen!" Sein kleines, graues Auge sah mich durchdringend an, als wolle er in meinem Innern lesen. Er hatte ein ausgemachtes Spitzbuben Gesicht. "Nun, ich werde es den Burschen schon heimzahlen! Sätten mich bei Gott aufgekniipft wie einen Dieb, wenn mein Mädchen da nicht wäre, meine Barbara."

Die wandte sich dem Feuer zu und kehrte die prasselnden Tortillas um.

"Und da behauptet der Rafael — mit mir hätten sie ihn aufgekniipft, sage ich Dir, Garcia, in ihrer Tollheit, wenn er noch ein Wort gesprochen, und am Ende — nun, ich will schweigen. — So hören Sie, wie die Geschichte eigentlich war." Er zündete sich eine Cigarette an, nachdem er uns welche geboten, schlug die dünnen Weine übereinander und begann: "Es handelte sich um einen Pferde-

diebstahl. Es giebt aber nichts Anderes zu stehlen hier in unserer armen Gegend, und allerdings, er nimmt in der letzten Zeit wieder sehr überhand, habe selbst darunter zu leiden. Es ist ja auch keine Kunst, Pferde zu stehlen, die monatelang frei in den Bergen weiden, und darum ist es ganz in der Ordnung, daß so etwas streng gestraft wird, ganz in der Ordnung, Senmor — aber mir das vorwerfen, dem Don Miguel Pacheco, der aus einem alten spanischen Geschlechte stammt, ein Caballero, wie irgend einer in der Gegend ist — doch ich greife vor! Gehen da einem Farmer in der Nähe, einem gewissen Jim Bridger, einige Pferde ab — er hat Rassepferde, das ist wahr, eine wahre Freude, seine Pferde, viel Geld werth! Er läßt in der ganzen Gegend bis an die mexikanische Grenze von seinen Leuten Alles abjagen, Alles abfragen. Da fand

einer seiner Baqueros eines der Pferde — ich kann es genau — ein herrlicher Falbe war's — der Weibe eines Mexikaners. Er fragte, von wo und wo er es gekauft habe. In Cojeta am Pferdemarkt, erklärte dieser, von einem alten Mann mit grauem Bart, einem Spanier. Der Baquero brach Jim die Meldung nach Hause.

Alter Mann mit grauem Bart, Spanier — das ist der Pacheco! Als ob es nicht mehr alle Männer mit grauem Bart im County gäbe — aber natürlich Don Miguel Pacheco ist arm, darum muß er stehlen. Was gäbe es sonst für einen Anhaltspunkt? Was thut er?! Ladet den Mexikaner, einen reichen Gutsbesitzer, zu sich und erklärt ihm seine Verdacht — die Reichen halten ja immer zusammen gegen uns Arme auf der ganzen Erde. Der Mexikaner kommt, Jim reitet eines Tages hier mit ihm vorbei, absichtlich natürlich, und der schuftige Mexikaner will in mir den Verkäufer des Falben erkennen haben, obwohl ich schwören kann, daß ich in Cojeta und nie den Mexikaner gesehen habe. Nicht ruhig weiter und grüßt mich noch freundlich. Das wunderte mich schon, er hat einen Haß auf mich dieser Jim Bridger, wegen einer alten Geschichte in den Minen. Das Gerücht hätte natürlich genau untersucht und auf die zweifelhafte Aussage eines Mexikaners kein Urtheil gesprochen. Das wollte Jim sehr wohl, darum hegte er mir gestern sein jämmerliches Baqueros über den Hals, die hätte die Sache kürzer machen sollen, und sie hätten mich auch verdammt kurz gemacht, wenn nicht die Leute fage dort wäre, die Barbara. Auf die hat Jim Bridger nicht gerechnet — im Gegentheil, er würde gerade die reichmächtigen Liebhaber. Sie glaubt es nicht, wie sie mit den Burschen umspringt! Gott, ich hätte es mir auch nicht gefallen lassen wie ich jung gewesen war — die werden rasch greifen und ihr Müthchen kühlen, glaubte Jim — aber es kam anders. Erzählte es dem Senmor selbst wie Du es gemacht hast. (Fortsetzung folgt.)



Sonnentod.

fern in Wüsterdunst versunken
liegt die graue Stadt. —
Auf bereifter Wiese
träumt ein Frühgeborener
von einer Stadt des Lichts. — — —

In frostigen Dünsten, die zum Himmel qualmen,
verblet die Sonne.
Ein weißes Birkenkind mit bebenden Reisern
starrt bang in die Blutung:
O stirb nicht, Mutterchen Sonne!

Im zarten Geeweige hängt
Kothkleeblümchen mit blutiger Brust,
Das Gefieder schauernd gestäubt:
Die Sonne stirbt, —
Wie Blätter und Wäcken starben!

Ein langes Weibchen am Nachmittage
erhob sie sich und schaute matt
und schräg über die Wiese;
Dann ward sie ein verwesenes Auge,
Und nun ein Tropfen Blut . . .
Sie stirbt, — wie jüngst die Blätter starben.

Lebewohl, lebewohl!
Deine Kinder behalten Dich lieb.
Seh, drüben das Häuschen,
Das oft Du belächelt,
Grüßt Dich wehmüthig
Mit glühender Fensterscheibe . . .

Und sicher qualmen die frostigen Dünste.
Aufangs müssen sie leuchten wie Nordlicht;
Doch ihr rauchiger Schleier siegt,

Und düster blutend,
Gleich verglühender Koble,
Erstickt im Qualme die Sonne.

Russige Wolken ragen empor,
Die auf riesigen Rumpfen
Unendliche Flockenlasten zusammentragen,
Die Welt zu verschütten.

Dämmerung stürzt lawinengleich
von Wolkengebirgen;
Aus Wolkenschluchten haucht der Frost
Schneidend über frierende Gräser.

Krächzend und flügelklatschend
hastet die Krähe hinweg;
Kothkleeblümchen ist fort, wie sturmverweht,
Die verwaiste Birke erschauert,
An des Wimperns erfrorene Thränen . . .
Die Sonne ist todt! — — —

In Finsterniss versunken liegt die ferne Stadt.
Auf erfrorener Wiese
träumt ein Frühgeborener
von einer Stadt des Lichtes. —

Bruno Wille.

Aus der Jugendzeit. Die Großmutter hat die Enkelin geübt, ihr doch eins von ihren Lieblingsliedern vorzuspielen. Sie selbst hat mit ihren alten, zitterigen Händen das Spinett geöffnet und die Noten herbeigebracht. Dann hat sie ihren Stuhl dicht an die Spielende herangerückt, damit ihr auch kein Ton der alten, lieben Weisen verloren ginge.

Und die Enkelin that's gerne. Mit schnellem Griff ließ sie gleich das Lieblingslied der alten Frau heraus, stellte es vor sich hin auf die Notenleiste des Spinettdeckels und begann mit dem Spiel:

Lieder der Jugend und frohlicher Sinn,
Lang ist es her, lang ist es her!
Ach, wie seid ihr geschwunden dahin,

Lang ist es her, lang ist es her!
Gerne gedenk' ich der fröhlichen Zeit,
Da nur der Freude das Herz war geweiht!
Lang ist es her, lang ist es her!

Bart und sehnüchlich klagt jeder Ton. So es die Großmutter gern.

Das Haupt in die Hand gestützt sitzt die Frau da. Sie träumt von vergangenen Tagen, denen auch sie jung und frisch und begehrenswert war, wie die, die ihr jetzt das Lied vorspielt.

Und der helle Tag lacht durch das große Fenster mit den weißen Untergradinen in das Zimmer hinein und die Sonnenstrahlen schmiegen sich golden Großmutter und Enkelin.

Beethoven's Handschrift. Im Schreiben betätigt Beethoven bis in seine späte Zeit Fehler bei, die in seine Briefe geradezu bezeichnend sind. So wurde z. B. die Trennung der Sätze meist durch große Leertöne besorgt. Die „3“ schrieb er meist übergrößer auch inmitten der Wörter. Daß man Unreden in Briefen mit großen Buchstaben zu versehen pflegte, kümmerte ihn wenig. Vielleicht war's Eigengewohnheit, das aber bedeutet eine höchst ausgeprägte Abneigung von allem Neuzeren und Neuzerlichen. Wie es schon ging schon der Knabe Beethoven vielmehr auf eine bestimmten inneren Gehalt los, als auf glatte äußere Süßes Phrasengeflügel in gezierter sauberer Schrift dürfte wohl auch der jugendliche Beethoven nicht aus der Hand gegeben haben: der reife Beethoven hat es gewiß nie. Was er schrieb, richtete sich sofort nach dem Gedanken, der ihm die Feder in die Hand zwang. Er schrieb feste Züge mit höchst eigenartigen Einzelheiten, unter denen die wunderlichen Formen des „r“, „b“ und „w“ besonders hervorgehoben seien. (Aus: Th. v. Frimmel, Ludwig van Beethoven. Berlin. Verl.-Ges. „Harmonie“.)

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 11, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!